

Zweite Hälfte des Jahres 1923. Der Faschismus herrscht ungehindert, doch ist er immer noch auf der Jagd nach Zustimmung. In seiner Deutung des *konkreten Universellen* lehrt Giovanni Gentile, der Philosoph, daß der »Konsens eine Realität ist, gleichgültig, ob er spontan oder erzwungen ist«. Folgerichtig begeben sich alle Faschisten – mit Revolvern und Knüppeln bewaffnet – auf die Suche nach der *Realität*. Die Staatsgewalt ebnet ihnen die Wege. Der Opposition ist praktisch nur noch ein Betätigungsfeld geblieben: die Presse. Die faschistischen Zeitungen bleiben unverkauft liegen, Tag für Tag. Kein Mensch will sie lesen. Die bekannten Antifaschisten werden aus staatlichen und privaten Büros entlassen. Die Polizei behält sie im Auge und empfiehlt sie der Aufmerksamkeit der *squadristi*; die *squadristi* hetzen ihrerseits jenen Regimegegnern die Polizei auf die Fersen, gegen die sie nichts zu unternehmen wagen. Man bedient sich wechselseitig. Der Staat bezahlt und sorgt vor. Die Polizei, die faschistische Miliz und die *squadristi* genügen offensichtlich nicht: Das Regime schafft sich im Handumdrehen eine neue Spezialpolizei, die ihr Wirken nach wissenschaftlichen Kriterien organisieren soll. Doch der Faschismus fühlt sich noch immer nicht vollkommen sicher. Er hält es für erforderlich, alle Oppositionellen von der Stärke der Macht zu überzeugen. Dazu wird eine neue – horizontale und vertikale – Großoperation in die Wege geleitet.

Jetzt protestieren auch die Katholiken gegen die Gewalttätigkeiten, und die Stimme des Heiligen Vaters verstärkt ihren Protest. Die christlichsozialen Abgeordneten haben schon im April die Koalition mit Mussolini aufgekündigt. Don Luigi Sturzo, der geistliche Grün-

der und Führer der *Popolari*, ist im Exil. Die Opposition breitet sich aus. Mussolini hat nur noch die Faschisten und die orthodoxen Liberalen auf seiner Seite.

Der Freiheitsbegriff der Liberalen kennt keine Grenzen. In der Tat, entweder die Freiheit existiert oder sie existiert nicht. Wenn sie existiert, so bleibt sie auch dann noch Freiheit, wenn sie sich in den Dienst des Absolutismus stellt. Selbst die Tyrannei ist letztlich – betrachtet man die Dinge streng dialektisch – nichts anderes als ein Ansporn zur Freiheit. Der Philosoph und Parlamentsabgeordnete Orano, bis zum Marsch auf Rom überzeugter Antifaschist, widmet den eben dargelegten Gedanken zum Thema Freiheit eine umfangreiche philosophische Abhandlung.

Die Oppositionszeitungen behaupten, hinter dem Faschismus stehe nur eine lächerlich kleine Minderheit des Volkes. Die Faschisten beteuern ihrerseits, die Opposition vertrete nur eine Minderheit. Wer von den beiden hat recht? Man beschließt, das Volk zum Schiedsrichter zu ernennen.

Doch das Volk bedarf der Führung. Gewiß, das Volk hat immer recht, doch hat es auch die Angewohnheit, sich zuweilen völlig verkehrt zu äußern. Es gilt also, dafür zu sorgen, daß das Volk in diesem konkreten Fall keine falsche Antwort gibt.

Mussolini nimmt eine Reform des Wahlrechts in Angriff. Das neue Wahlgesetz soll so beschaffen sein, daß es dem Faschismus auf alle Fälle eine Mehrheit in der Kammer sichert. Aber das Abgeordnetenhaus stellt sich dagegen. Die Parlamentarier geben sich unversöhnlich feindselig. Die Kammer habe schon zu viele Demütigungen ertragen; notfalls werde man ihre Rechte bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Alle bekunden eherne Entschlossenheit: »Wenn er es darauf anlegt, wird er unseren Widerstand brechen müssen. Beugen wird er uns nie.« Die Opposition berät sich, befragt jeden einzelnen Abgeordneten. Die Antworten ergeben eine eindeutige Mehrheit gegen Mussolini – wenngleich nur um wenige Stimmen. Diesmal gilt es, die Geschlossenheit zu wahren! Keiner darf aus der gemeinsamen Front ausbrechen! Es geht um Leben und Tod!

Ich hatte das Parlamentsgebäude seit Monaten nicht betreten. Zweimal hatte ich mein Mandat zurückgelegt, doch hatte die Kam-

mer meine Demission jedesmal abgewiesen. Verfassungsrechtlich war ich also nach wie vor Abgeordneter. Eines Tages erschien nun eine Parlamentarierabordnung bei mir in Cagliari und setzte mir auseinander, daß es beim Kampf um das neue Wahlgesetz auf jede Stimme ankomme. Die Abwesenheit eines einzigen Abgeordneten könne die Opposition unter Umständen um den sicheren Sieg bringen. »Du wirst doch nicht Fahnenflucht begehen?« beschworen mich die Kollegen. »Du wirst doch im Angesicht des Feindes nicht ausreißen?«

Es fiel ihnen nicht schwer, mich zu überzeugen. Es gab im Augenblick nur eine wirkliche Schlacht: die ums Wahlrecht. Und es gab nur eine Möglichkeit: daß alle geschlossen dagegen stimmten.

Der Kampf tobte. Mussolini ließ halbamtlich verlauten, er werde, sollte das Wahlgesetz abgelehnt werden, das Parlament trotzdem und in jedem Fall auflösen und einen zweiten Staatsstreich machen. Diese Kunde verursachte einige Verwirrung, doch gelang es, die Wankelmütigen wieder aufzurichten und die Reihen zu schließen. *Onorevole* Giolitti freilich riet seinen Freunden, es nicht an jener klugen Vorsicht mangeln zu lassen, welche die patriotische Weisheit jetzt erfordere.

»Wir ziehen es vor, als Löwen zu sterben, denn als Schafe weiterzuleben!« antworteten die katholischen und laizistischen Demokraten dem alten Staatsmann. Sie schienen von mystischer Opferbereitschaft erfüllt.

»Gut«, sagten die Faschisten. »Dann machen wir eben einen zweiten Marsch auf Rom.«

»Noch einen Marsch auf Rom?«

»Wenn es sein muß, werden wir Rom in Schutt und Asche legen.«

»Dann wird man Rom eben evakuieren.«

»Was fand Napoleon, als er nach Moskau kam?«

»Einen Haufen Asche.«

Am Abend vor der entscheidenden Sitzung im Abgeordnetenhaus hatte man den Eindruck, es stehe eine Feldschlacht bevor. Rom war voller Schwarzhemden. Bewaffnete Faschisten rasten auf neuen, schnellen Lastautos durch die Straßen. Es war ein bedrohlicher Anblick.

»Tod den Verrätern!«

»An den Galgen!«

Mehrere Abgeordnete wurden von Faschisten auf offener Straße angerempelt und beschimpft. Die Situation nahm ernste Formen an.

Die festgefügtten Reihen begannen zu wanken. Wäre es nicht doch besser, wenn man Klugheit und Vorsicht walten ließe? Hat am Ende nicht doch wieder Giolitti recht? Er hat schon so oft recht behalten, warum nicht auch diesmal? Wem nützt man schon mit einer Demonstration der Unnachgiebigkeit? Man darf nicht an die eigenen Interessen denken, sondern muß das Wohl des Landes im Auge behalten. Wer soll das Wohl des Landes hüten, wenn sich die Abgeordneten, die Mandatare des Landes, einfach umbringen lassen?

Endlich kam der große Tag. Die Sitzung war erhebend, feierlich. Die Presse hat sie als *historisch* bezeichnet. Alle Abgeordneten waren anwesend. In den Publikumsrängen spielten Faschisten ungeniert und vergnügt mit Revolvern. Einige Spaßvögel im Schwarzhemd hatten die Dolche gezogen und schnitten sich damit die Fingernägel.

Die Abgeordneten taten so, als sähen sie nichts.

»So etwas von ungehobelt ...!« raunte mir empört der Nachbar zur Rechten ins Ohr.

»Glaubst du, daß sie schießen werden?« flüsterte der Nachbar zur Linken.

»Hast du einen Revolver bei dir?« fragte ich ihn.

»Was denkst du? Bist du irrsinnig?«

»Nein«, erwiderte ich.

»Willst du ein Bonbon?«

»Danke.«

Wozu soll ich die ganze Geschichte der Sitzung erzählen? Kommen wir zur Sache. Anwesende und Abstimmende: 450. Für das neue Wahlgesetz: 303. Dagegen: 140. Weiße Stimmzettel: 7.

Die laizistischen und die katholischen Demokraten stimmten nahezu geschlossen für das Gesetz.

Die Faschisten begrüßten den Ausgang der Abstimmung mit unbeschreiblichem Jubel; der Lärm dauerte eine gute halbe Stunde lang. Mussolini schritt aus dem Saal, glückstrahlend wie ein Firm-ling.

Ich war der erste Abgeordnete, der das Parlamentsgebäude verließ. Die Piazza Montecitorio war schwarz von Menschen. Die Menge drängte sich Kopf an Kopf in allen Nebenstraßen, bis hinüber zur Piazza Colonna. Spannung lag in der Luft. Die Leute wußten noch nicht, wie die Abstimmung ausgegangen war. Mein Erscheinen auf der Treppe verriet ihnen, daß die Sitzung aus sein mußte. Stumm fragend, starrten sie mich an.

»Das Gesetz ist mit großer Mehrheit angenommen worden!« sagte ich trocken, tonlos.

Seit diesem Tag begreife ich die in orientalischen Monarchien herrschende Sitte, derzufolge die Minister, die dem Souverän die Kunde einer Niederlage zu überbringen hatten, sich der traurigen Pflicht dadurch entzogen, daß sie sich mit eigener Hand entleibten. Der Tod war den Unheilsboten ohnehin gewiß. Durch den Selbstmord wurde er um etliche Minuten oder Stunden vorverlegt, doch ersparten sie sich so den Groll und die grausame Rache des Herrn.

Ich hatte eine zweifache Unvorsichtigkeit begangen: einmal, daß ich das Parlament durch den Hauptaussgang auf die Piazza Montecitorio verlassen hatte; zum zweiten, daß ich der Menge völlig kommentarlos das Abstimmungsergebnis mitgeteilt hatte. Statt zu sagen, das Gesetz sei angenommen worden, hätte ich den Leuten sagen müssen: »Bürger, ich habe dagegen gestimmt. Doch muß ich euch leider mitteilen, daß das Gesetz trotzdem angenommen worden ist.« Und dann hätte ich klugerweise sofort wieder im Parlamentsgebäude verschwinden müssen. Ich packte an dem Tag alles verkehrt an. Nachdem ich den Leuten die Nachricht vom Ausgang der Abstimmung kundgetan hatte, stieg ich langsam die Treppe zum Platz hinab.

Ein Schrei der Empörung erhob sich. Aus tausend Mündern wurde ich verflucht, beschimpft, verhöhnt.

»Feiglinge!«

»Verräter!«

»Ihr habt das Volk verkauft!«

»Ihr fürchtet wohl um eure Gehälter!«

»Absetzen! Zurücktreten!«

»Tod den Verrätern!«

Ich war als einziger Parlamentarier für sie greifbar. Deshalb

ließen sie ihre Wut an mir aus. Ich dachte nicht einmal daran, daß ich ihnen hätte sagen können, wer ich war, und daß ich gegen das Gesetz gestimmt hatte. Möglicherweise fehlte mir dazu die Zeit. Ich entsinne mich jedoch, daß ich intensiv über die ganz und gar außergewöhnliche Lage nachdachte, in die ich geraten war. Ich hatte mich für diesen Tag auf alles mögliche gefaßt gemacht, nur nicht darauf, daß Gesinnungsgenossen mich überfallen und mißhandeln würden. Mein Hut und die Krawatte waren schon verschwunden. Verzweifelt verteidigte ich mein Jackett; ich wollte auf keinen Fall in Hemdsärmeln dastehen. Plötzlich fiel mir der Parlamentspräsident ein, über dessen Amtsführung ich mich sehr geärgert hatte. »Der Kerl hat wieder einmal Glück gehabt!« dachte ich. »Wenn er als erster herausgekommen wäre auf den Platz ...«

Möglicherweise wäre ich in Stücke gerissen worden, wenn nicht ein Zug Grenadiere des Wachekorps eingegriffen hätte. Schließlich erschien auch Polizei auf dem Platz, und die Ordnung wurde wieder hergestellt.

Die Kammer blieb noch ein paar Monate im Amt. Anfang 1924 wurde sie aufgelöst. Die Neuwahlen wurden für den 6. April ausgeschrieben.

Das neue Wahlgesetz sicherte dem Faschismus von vornherein die Mehrheit in der Kammer. Abgesehen davon, ist es in Italien äußerst selten, daß eine Regierungspartei Wahlen verliert. Es hat sich nämlich die Gewohnheit eingebürgert, daß die Präfekten, die obersten Verwaltungsorgane in den Provinzen, immer als die wichtigsten Stimmenschlepper für die Regierungsparteien auftreten und handeln. Giolitti hatte als Ministerpräsident die Kunst, Wahlergebnisse zu fabrizieren, zu höchster Vollkommenheit entwickelt.

Die Opposition war in zwei Lager gespalten.

»Die Wahlen müssen boykottiert werden!« forderten die einen.

»Wir müssen uns unbedingt zur Wahl stellen!« erklärten die andern.

Jede der beiden Ansichten hatte einiges für sich. Viele befürchteten, die Wahlenthaltung würde als Mangel an Zivilcourage gedeutet werden. Die Anhänger der These, daß man sich zur Wahl stellen müsse, siegten ohne besondere Mühe.

Aufgrund eines Beschlusses unserer Bewegung kandidierte ich wiederum in meinem sardischen Wahlkreis.

Im Wahlkampf war es nur wenigen Kandidaten der Opposition möglich, in Versammlungen aufzutreten. Viele wurden buchstäblich aus ihren Wahlkreisen verbannt: Die Faschisten bedrohten sie mit dem Tod. Andere durften sich nicht in der Öffentlichkeit zeigen, um die Wähler nicht zu gefährden. Die Schwarzhemden kündigten grausame Repressalien an. Außerdem trafen sie organisatorische Vorkehrungen, um unter Bruch des Wahlgeheimnisses feststellen zu können, für welche Partei besonders verdächtige Wähler sich entschieden hatten. Eine neue Terrorwelle wogte durch das Land. Der sozialistische Kandidat Piccinini wurde ermordet, weil er sich der Anordnung, seinen Wahlkreis zu verlassen, nicht gefügt hatte.

Auf Sardinien lagen die Dinge ähnlich. Der *Faschismus der ersten Stunde* befürchtete schlimme Repressalien und söhnte sich mit dem *Faschismus der zweiten Stunde* aus. Die Reihen der Schwarzhemden waren wieder fest geschlossen.

Einige meiner zum Faschismus übergelaufenen Freunde kandidierten für die Regierungsliste, allen voran Graf Cao di San Marco, der an der Spitze bewaffneter Trupps eine großangelegte Einschüchterungskampagne führte. Die *fasci* hatten Weisung erhalten, mich mit allen Mitteln an Wahlreden zu hindern. Doch hielt die Masse des Volkes trotz allem unserer Bewegung die Treue; ich konnte überall meine Reden halten, ohne gestört zu werden.

Nur in Masullas, einer Landgemeinde im Herzen der Insel, fiel meine Wahlversammlung ins Wasser. Die Faschisten hatten den Leuten befohlen, die Häuser nicht zu verlassen. Als ich ankam, versperrte mir eine Gruppe bewaffneter Schwarzhemden den Weg. Ich konnte nicht ins Dorf. Der Königliche Kommissar hielt, angetan mit der Trikoloreschleife der Bürgermeister, eine Rede:

»Herr Abgeordneter! Ich kämpfe für die Freiheit, denn wer nicht für die Freiheit kämpft, verdient nicht zu leben. Doch gilt es zu unterscheiden zwischen Freiheit und Freiheit. Allen steht die Freiheit zu, dem Vaterland zu dienen; niemand darf die Freiheit haben, das Vaterland zu verraten. Als Philipp der Makedonier ...«

Ich vergaß zu erwähnen, daß der Kommissar von Beruf Volksschullehrer war und ein Gefäß humanistischen Wissens.

»Als Philipp der Makedonier einst die Freiheit Griechenlands bedrohte, handelte Demosthenes richtig, als er ...«

»Herr Kommissar«, unterbrach ich den Redefluß. »Wollen Sie die Güte haben, einiges aus unserer Gegenwartsgeschichte zu erzählen!«

Die Lage war nicht ganz einfach. Der Kommissar hatte den Empfang für mich gründlichst vorbereitet. Man hatte auf der unebenen Straße einen Tisch aufgestellt; auf dem wackeligen Tisch stand der Kommissar, um seine Rede zu halten. Und damit er nicht vom Tisch fallen konnte, hielten zwei Faschisten seine Unterschenkel fest umklammert. Außerdem hatte der Kommissar seine Rede Wort für Wort aufgesetzt, so daß ihn meine Aufforderung, sich mit der Gegenwart zu befassen, völlig aus dem Konzept brachte.

Er hob die Augen von seinem Blatt, sah mich grimmig an und rief: »In Ordnung.«

Nach einer kurzen, effektvollen Pause streckte er die Hand aus, zeigte auf mich und befahl: »Verhaftet ihn!«

Unter den Faschisten befand sich einer, der seinerzeit als Unteroffizier in meinem Bataillon gedient hatte. Er ergriff meine Verteidigung und befreite mich aus der Klemme, in die ich mich leichtfertigerweise begeben hatte. Ich konnte den Ort ohne weitere Zwischenfälle verlassen. In Cagliari redeten einige Faschisten einem irren Fanatiker ein, das Wohl des Vaterlandes und der Nation erfordere es, daß man mich aus der Welt schaffe. Der Mann lauerte mir in der Nähe meiner Wohnung, mit einem Jagdmesser bewaffnet, auf. Er war derart von der ihm aufgetragenen Mission besessen, daß er sich im Eifer der Vorbereitungen selbst verriet. Zwei Burschen entwaffneten ihn und brachten ihn in die nächste Kaserne der Miliz. Der Kommandant ließ den Messerhelden laufen und nahm die beiden Burschen in Gewahrsam. Ihre Proteste fruchteten nichts. Sie wurden wegen Verleumdung vor Gericht gestellt.

Ich blieb im Wahlkampf unbehelligt. Meine Freunde mußten jedoch mit großer Umsicht zu Werke gehen, um den Wahltag nicht im Gefängnis verbringen zu müssen. In meinem Heimatdorf wurden am Samstag vor dem Wahltag einige Pächter meiner Familie verhaf-



tet. Dadurch wollte man der Bevölkerung beweisen, daß ich politisch völlig machtlos war.

Der Kandidat für die Stadt Sassari, der Advokat Berlinguer, wurde während einer öffentlichen Wahlversammlung von Faschisten mit Dolchen überfallen. Seine Freunde stürzten sich auf die Gewalttäter, und der Redner kam mit einigen leichten Verletzungen davon.

Die Regierungsliste errang einen triumphalen Wahlerfolg: Sie erhielt vier Millionen Stimmen. Rund drei Millionen Wähler hielten der Opposition die Treue. Auch ich wurde wiedergewählt.

Im Mai hielt die neugewählte Kammer ihre erste Sitzung ab. Der sozialistische Abgeordnete Giacomo Matteotti geißelte in einer feurigen Rede die Gewalttätigkeiten im Wahlkampf und die zahllosen Übergriffe am Wahltag. Er erklärte die Wahl für ungültig. Die faschistischen Abgeordneten tobten. Einen Augenblick lang schien es, als würde die Sitzung tragisch enden. *Onorevole* Matteotti sprach weiter – unter dem wütenden Gebrüll der Mehrheit. Als er die Rede beendet hatte, ging er auf seinen Platz und sagte scherzend zu seinen Freunden: »Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Jetzt könnt ihr meine Grabrede vorbereiten.«

In den Kommentaren zur Sitzung der Kammer warfen die faschistischen Zeitungen ihren Abgeordneten unverzeihliche Toleranz gegenüber Matteotti vor. Am nämlichen Abend unterhielt sich *onorevole* Mussolini mit einigen Anhängern, durchwegs erfahrenen Veteranen von Strafexpeditionen, und sagte: »Wäret ihr nicht ein Haufen von Feiglingen, dann hätte keiner gewagt, eine solche Rede zu halten.«

Als König Heinrich II. die Kunde von der Exkommunizierung seiner Getreuen durch Thomas Becket erhielt, ließ er seine Wut an den Höflingen aus.

»Wird denn keiner von den feigen Knechten, die sich an meinem Tisch die Bäuche vollschlagen, imstande sein, meine Ehre zu rächen?!«

Sogleich brachen, wie die Historiker berichten, vier Reiter auf. Sie ermordeten den Erzbischof, während er in der Kathedrale von Canterbury den Gottesdienst zelebrierte.

Gegen Matteotti zogen fünf Mann aus – im Herzen Roms. Niccolò Machiavelli lehrt im *Principe*: »Wer sich in seinem neu erworbenen Fürstentum der Notwendigkeit gegenübersteht, sich der Feinde zu versichern, Freunde zu gewinnen, die eigene Macht durch Gewalt oder Betrug durchzusetzen, wer dem Volk Liebe und Furcht beibringen will, wer sich Verehrung und Gefolgschaft der Soldaten erhalten will, wer diejenigen, die ihm Übles zufügen können oder müssen, beseitigen will, wer schließlich mit neuen Mitteln die alte Ordnung erneuern will ..., der wird keine frischeren Vorbilder finden als die Taten dieses Mannes.«

*Dieser Mann* war niemand anderer als Cesare Borgia. Mussolini hatte wenige Wochen zuvor den Ehrendoktor der Universität Bologna erhalten. Zum Thema seiner Dissertation hatte er den *Principe* gewählt.